

Der Ueberläufer

Wie harmlos klingt dieses Wort; doch wieviel Mut und Gefahr stecken dahinter!

Albert war einer vom Jahrgang 1921. Und so wurde für ihn das verbrecherische Gauleiter-Dekret vom 30. August 1942 bereits anderthalb Monate später, am 13. Oktober, zur bitterbösen Wirklichkeit. Völlig allein — er ist zu diesem Zeitpunkt nicht nur der erste, sondern auch der **einzigste Zwangsrekrutierte aus seinem kleinen Heimatdorf** — macht er sich auf den Weg nach der Hauptstadt zur Sammelstelle. Und krause, wenig erfreuliche Gedanken schwirren unterwegs durch sein junges Hirn: Was wird die Zukunft bringen? Wohin wird ihn das Schicksal verschlagen? — Die einzige Antwort — wenn man sie überhaupt als solche gelten lassen kann — ist die Gewißheit, daß er keiner schönen Zeit entgegengeht. Ob er nicht besser täte, zu verschwinden, einfach in Luxemburg nicht anzukommen? — Aber wohin sich wenden? Wo ein gutes Versteck finden? — Und außerdem: Was wird dann mit den Eltern und Geschwistern geschehen? Gauleiter Simon hat für solche Fälle nicht nur böse Strafen angedroht, sondern auch schon exekutieren lassen!

Ueber Trier kommt Albert nach Rendsburg-Flensburg, wird dort nach der «Paßt!»-Methode in Feldgrau gekluftet und muß dann nach Fredericia in Dänemark zur sogenannten militärischen Ausbildung. Wobei die «Preußen» versuchen, ihn zu einem Spezialisten am sMG (schweren Maschinengewehr) zu machen.

Bald hatte Albert Kontakt zu dänischen Familien (Dr. Hasle und Svend Norgaard) gefunden, die, was die Deutschen betrifft, sozusagen luxemburgisch denken. Was Wunder, daß da in dem widerwilligen Beutegermanen recht bald der Gedanke an ein heimlich, still und leises Verschwinden aus den wehrmachtlichen Reihen wieder auftaucht! Wie weit in dieser Beziehung die Pläne gediehen sind, zeigt der Umstand, daß Dr. Hasle ihm schon einen Zivilanzug besorgt hat. Aber was man in einem solchen Fall nicht besorgen kann, ist die pas-

sende Gelegenheit. Auf die muß man warten, einfach warten bis sie kommt.

Doch sie kommt nicht!

Albert ist zu Weihnachten Gast bei der Familie Hasle, und die 12-jährige Tochter schenkt ihm ein mit seinem Namenszug versehenes schneeweißes Taschentuch. So sehr er sich über die liebe Gabe freut, er ahnt nicht, wie wichtig sie noch einmal für ihn werden soll.

Bald wird er versetzt, kommt nach Viborg und dann nach Hamburg-Wentorf in die Bismarck-Kaserne Nr. 5. Damit ist der Start zum «Drang nach Osten» gemacht, und schon bald folgt der entscheidende Ruck: Ende Januar 1943 rollt der mit Menschenfracht beladene Güterzug nach Rußland hinein, in den Mittelabschnitt, das Partisanengebiet par excellence. In irgendeinem kleinen Russenkaff, das wohl auf keiner Landkarte verzeichnet ist, wird ihm eine adäquate, mit allen denkbaren Schikanen gewürzte Spezialausbildung zuteil, bis man ihn für würdig hält als SMG-Schütze 6 bei der 8. Kompanie vom 2. Bataillon des 542. Regiments der 387. Division zum Einsatz zu kommen.

Bei Lissischansk haben die Russen starke deutsche Streitkräfte in einem Kessel zusammengetrieben und mit Geschützen aller Kaliber, Stalinorgeln und Kampfflugzeugen eine wahre, menschenfressende Hölle entfacht. Und gerade dahinein wird die 387. Division geworfen. Es ist der 5. Mai 1943.

Vierzehn Tage später, von denen die letzten vier ohne Verpflegung, ja, ohne den geringsten Tropfen Wasser durchgestanden werden, ist die 8. Kompanie auf ganze sieben Mann zusammengeschnitten und wird herausgezogen. Albert ist unter den Ueberlebenden.

Die Division wird «neu aufgefüllt», wie man damals so schön sagte. D. h. alles nur greifbare Menschenmaterial wird, ohne Rücksicht auf Ausbildung und Gesundheitszustand, wenn man nur laufen und eine Waffe betätigen kann, zusammengegrafft, um die vorgesehene zahlenmäßige Stärke zu erreichen und damit erneut fronteinsatzfähig zu werden.

In diese Zeit fällt eine Episode, die nicht nur beweist, wie wenig Albert auf seine Fluchtpläne verzichtet hatte, sondern auch ein grelles Licht auf die Zustände im besetzten Rußland wirft.

Alberts Aufgabe bestand während zirka zwei Wochen darin, eine Anzahl russischer Frauen und Mädchen zu beaufsichtigen, die des Nachts in den vordersten Linien Schützen-

gräben für die Deutschen ausheben mußten. War diese Arbeit auch an und für sich nicht übermäßig schwer, da der Boden weiß und weich wie Kreide war, so schwebte man dabei aber ständig in Lebensgefahr, denn jeder Stahlhelm, der sich über die Grabenbrüstung hob, wurde unweigerlich von einem russischen Scharfschützen durchlöchert.

Albert nutzte das Zusammensein mit den Russinnen dazu aus, sie zu fragen, ob sie ihm nicht helfen könnten, zu den Russen überzulaufen. Doch so oft und so sehr er auch seine spärlichen, aber genügenden russischen Sprachkenntnisse in dieser Richtung einsetzt, er erhält weder ein «Ja», noch ein «Nein» zur Antwort. Ist es die Angst vor den Deutschen oder vor den Russen, die diesen Menschen den Mund verschließt? Albert hat es bis heute nicht herausfinden können.

Da erhält er einen Brief und ein Päckchen aus der Heimat: Der dortige Ortsgruppenleiter übersendet ihm ein Exemplar von des Führers «Mein Kampf» und empfiehlt ihm, es in seinen Mußestunden zu lesen.

Mußestunden! «Mein Kampf» lesen! In Rußland an der Front! Das ist der Tropfen, der das sprichwörtliche Faß zum Ueberlaufen bringt! Albert teilt «seinem» Ortsgruppenleiter in einem Brief mit, was er demnächst machen werde: Bei der ersten, sich bietenden Gelegenheit überlaufen!

Damit sind die Würfel endgültig gefallen. Und als es recht bald wieder an die Front geht, ist Albert dauernd auf der Lauer nach einer günstigen Gelegenheit, sich von den «Preußen» auf «französisch zu empfehlen». Am 4. Juli, da die 387. Division am linken Donezufer bei Sloviansk steht und auf einen erneuten massiven russischen Angriff wartet, ist es so weit. Zusammen mit seinem luxemburgischen Leidensgenossen Hubert wagt Albert die Flucht.

Auf 9 Uhr vormittags ist die Operation angesetzt, da zu dieser Stunde der deutsche Graben nur recht schwach mit Posten besetzt ist. Die beiden Flüchtlinge nutzen nun einen Teil ihrer auf dem Kasernenhof angedrillten Ausbildung aus: Wie die Wiesel robben sie auf den steilen Abhang zum Donezufer zu. Da schlagen plötzlich Kugeln neben ihnen ein. Russische Kugeln. Albert reißt sein dänisches Taschentuch hervor und nutzt es als blütenweiße Kapitulationsfahne. Und — Gott sei's gedankt! — die Russen begreifen sofort und stellen das Feuer ein.

Nun haben es unsere beiden Freunde recht eilig, den steilen Hang hinunter zum Flußufer zu wetzen und im manns-

hohen Schilf zu verschwinden. Genau so rasch haben sie sich ihrer Klamotten entledigt, um den Donez zu überqueren. Doch da ergibt sich eine große Schwierigkeit, an der das ganze Unternehmen zu scheitern droht: Albert kann nicht schwimmen. Da packt ihn Hubert auf seinen Rücken und hinein geht's ins Wasser. Doch die Last ist zu schwer. Hubert muß mit seinem Kameraden ans Ufer zurück, wo dieser sich im Schilf versteckt. Hubert schwimmt allein hinüber, wird von den Russen in Empfang genommen und aus dem deutschen Sichtkreis heraus in Sicherheit gebracht. Albert aber hockt in seinem Versteck und fragt sich bang was nun werden soll.

Um elf Uhr, bei der deutschen Postenablösung, wird das Verschwinden der beiden Luxemburger entdeckt, was im ganzen Kompanieabschnitt erhöhte Wachsamkeit auslöst.

Inzwischen ist ein Russe ins Wasser gesprungen und schwimmt herüber, um den zweiten Ueberläufer zu holen. Er hat sich ein Seil um die Hüften gebunden, mit dem der Nichtschwimmer hinübergezogen werden soll. Doch in der Flußmitte gerät der Russe unter deutschen Beschuß und wird verwundet. Rot färbt sich das Wasser rundum ihn, und seine Kameraden ziehen ihn am Seil an das jenseitige Ufer zurück.

Albert's Lage ist ziemlich verzweifelt. Er muß in seinem Schilfversteck ausharren, damit er nicht in die MG-Garben der 8. Kompanie gerät, mögen ihn die Stechmücken auch noch so sehr belästigen. Und seine Gedanken sind keineswegs angenehmer Natur. Hinter ihm lauern die Deutschen; wenn sie ihn entdecken, stellen sie den Deserteur vor ein Kriegsgericht. Und das bedeutet den sicheren Tod. Und drüben, auf dem anderen Ufer, haben die Russen seinetwegen einen Verwundeten, wenn nicht gar einen Toten zu beklagen. Ob die, eines kleinen, unwichtigen Landsers wegen, noch das Geringste unternehmen werden, scheint sehr fraglich. Die Lage ist verzweifelt und Albert ist geneigt, sich in die Auswegslosigkeit seines Schicksals zu finden.

So wird es Abend. Die Dämmerung bricht an. Da vernimmt er ein raschelndes Geräusch vom Fluß her: Zwei Russen kriechen die Böschung herauf. Sie winken Albert, ihnen zu folgen. Ungefähr zwei Kilometer weit schleichen die drei am Ufer des Donez entlang, um einen guten Uebergang zu finden. Die Nervenanspannung ist ungeheuer und wird noch durch die an der Front so seltene Stille gesteigert. Das Quaken der Frösche bedeutet fast eine Erleichterung. Dann haben sie den richtigen Punkt erreicht. Die Russen binden Albert ein Seil um die Hüften, dann lassen sich alle drei in das Wasser glei-

ten, und die beiden Helfer ziehen ihn hinter sich her. Daß er dabei viel Wasser schlucken muß, ist zwar unangenehm, aber nur halb so wichtig, angesichts der Tatsache, daß sie, unbeachtet von den Deutschen und daher glücklich drüben ankommen.

Der nackte Ueberläufer wird «neu» eingekleidet: Er erhält eine arg ramponierte deutsche Uniform, die über und über mit Blut befleckt ist, und ein Paar völlig abgetretene Stiefel. Es ist wahrlich kein angenehmes Gefühl, in den Klamotten eines wahrscheinlich Toten zu stecken!

So wird Albert nach rückwärts gebracht. In einem Feldlager wird er während zwei vollen Tagen immer wieder verhört, wobei die Frage nach dem Warum seines Ueberlaufens im Mittelpunkt steht. Und Albert's Antwort lautet, er wolle gegen die Deutschen kämpfen.

Die Behandlung, sowohl während der Verhöre als auch sonst, ist gut, man kann sagen kameradschaftlich. Einmal aber wird es gefährlich. Einige Russen haben dem Wodka in solchem Maße zugesprochen, daß Wunsch und Wirklichkeit bei ihnen ineinander übergehen. «Gittler!» so grölen sie, wobei aus dem für einen Russen kaum aussprechbaren H ein G wird, «Gittler bald kaputt!» Und da Albert immer noch die Hitler'sche Uniform am Leibe trägt, gerät er in akute Gefahr, ebenfalls dieses Schicksal zu erleiden. Nur gut, daß der Feldwebel einen klaren Kopf behalten hat und seine betrunkenen Mannen mit gezogener Pistole zur Vernunft bringt.

Schließlich wird Albert ein weiteres Mal eingekleidet. Nun trägt er eine russische Uniform und gehört der Roten Armee an. Er wird der 7. Politischen Abteilung zugeteilt, die sich mit Propaganda befaßt. Dabei kommen ihm seine zwar minimen, aber für eine Verständigung ausreichenden russischen Sprachkenntnisse sehr zu statten. Er druckt Flugblätter, die über den deutschen Linien abgeworfen werden und zur Desertion aufrufen. Außerdem betätigt er sich im gleichen Sinn als Speaker über die Lautsprecheranlage, die die Russen eigens zu diesem Zweck an der Front errichtet haben. Und so mancher Hitlersoldat läßt sich von Albert's Stimme überzeugen und läuft über.

Man gibt Albert die Gelegenheit eine Botschaft über den russischen Rundfunk an seine Eltern daheim zu senden. Und sie wird in der Heimat gehört.

Anfang August kam es im Donezbecken zu einem russischen Großangriff, der die deutsche Front über den Dnjepr

zurückwarf. Die 7. Politische Abteilung rückte nach, und so kam Albert nach Dnjepropetrowsk. Was er auf diesem Wege zu Gesicht bekommt, ist nichts für Leute mit schwachen Nerven. Zerstörung an allen Ecken und Enden: Wie unmittelbare Vertreter der Hölle stehen die Schornsteine der ausgebrannten Panjehütten; entzweit, zerlumpt, das Grauen des kurz zuvor geschauten Todes noch in den Gesichtern, marschieren deutsche Soldaten in die Gefangenschaft; da und dort baumelt der Leichnam eines desertierten und von deutschen Spezialkommandos wieder aufgegriffenen Landsers an einem Baum. Es ist ein Anblick des Grauens!

Albert tut weiter seine Arbeit im Rahmen seiner russischen Einheit. Doch Ende November wird er von Dnjepropetrowsk aus in Marsch gesetzt. Nur ungern nimmt er Abschied, denn hier hatte er wahre Kameradschaft gefunden.

Noch ahnt er nicht, daß damit seine Tätigkeit in der Roten Armee beendet ist. Fünf Monate lang hat sie gedauert, nun fährt er 14 lange Tage mit dem Zug nach Osten und landet schließlich in Tambow!

Dort wird er zwar seinen Fluchtkameraden Hubert wiederfinden, doch nicht für lange, denn Hubert wird die Misere des Gefangenenlagers nicht überstehen.

Albert aber wird schließlich — nachdem der Tod gar manchmal seine Hand nach ihm ausgestreckt hatte — als einer der ersten Luxemburger Tambow mit dem sogenannten „Partisanentransport“ verlassen und über Odessa, durch das Mittelmeer, Marseille die luxemburgische Heimat erreichen. Man wird den 12. Juni 1945 schreiben.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß ungleich mehr luxemburgische Zwangsrekrutierte sich nach dem Westen «absetzten» als nach dem Osten. Hierfür Beispiele aufzuzeigen erübrigt sich, da Henri Koch-Kent in seinem Buch «Sie boten Trotz» (Luxemburger im Freiheitskampf) deren Schicksalslauf recht ausführlich behandelt hat. Es seien deshalb hier nur einige Allgemeinheiten angemerkt.

Wenn auch mehr Luxemburger nach dem Westen flüchteten als nach dem Osten, so war die Zahl derer, die direkt aus der Front zu den Alliierten hinüberwechselten, doch wohl nicht größer. Dies erklärt sich ganz einfach aus dem Umstand, daß die Deutschen, in richtiger Erkenntnis der wahren luxemburgischen Einstellung, diese «Beutegermanen» nur in sehr geringer Zahl an ihrer Westfront einsetzten. Die meisten der «Deserteure» nutzten denn auch einen Heimaturlaub, sei es

aus der Kaserne während der Ausbildung, sei es von der Front, um zu verschwinden. Eine gewisse Anzahl Angehöriger der betroffenen Jahrgänge hatte sogar schon vor der Verkündung der obligatorischen Wehrpflicht den Weg über die Grenze nach England gesucht. Wenn die meisten von ihnen, wie auch von jenen ihrer Leidensgenossen, die es später in steigender Zahl versuchten, in Belgien oder Frankreich, im «Maquis» oder in privaten Verstecken, sozusagen auf halbem Wege stekken blieben statt — wie sie es sich meist vorgestellt hatten — mit der Waffe in der Hand in den alliierten Reihen gegen die Nazis zu kämpfen und die unterdrückte Heimat befreien zu helfen, so lag dies vor allem daran, daß sie in ihrem Unterfangen nur auf private Hilfe und eigene Initiative angewiesen waren. Die offizielle Unterstützung — dieser Vorwurf kann unserer damaligen Exilregierung in London nicht erspart bleiben — war völlig ungenügend.

* * * *